

(Nachdruck verboten.)

61

## Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Das Stubenmädchen, eine junge Pariser Brünnette, brachte den Kaffee herauf.

„Ist Pastor Green fortgegangen, Justine?“

„Ich nein! — Die sitzen noch beisammen und sprechen über Herrn Marcel,“ fügte sie halb vertraulich hinzu.

„Was können sie von mir zu sagen haben?“

„Sie sprechen über Ihre Reise nach Paris.“

„Nach Paris?“

„Ja, und ich reise übrigens auch nach Paris. Frau Barrière will ja nur arabische Dienstleute um sich haben, der Mission wegen — um die Sprache zu lernen und um jemanden zu haben, mit dem sie Bekehrungsversuche anstellen kann, denke ich. Meine Ansicht aber, müssen Sie wissen, ist die, daß man einen Menschen, wenn es ihn Spaß macht, mit einem Turban herumzulaufen und drei Weiber im Hause zu haben, ruhig dabei lassen soll. Wenn ich ein arabisches Dienstmädchen wäre, ich liebe mich nie von Frau Barrière befehlen, wenn ich nicht extra etwas dafür bekäme. Wozu auch? Heiraten können sie ja doch alle, wenn sie bloß nicht ihr zwölftes oder dreizehntes Jahr verpassen, und Geld kriegen sie noch obendrein. Und werden sie auf die Gasse gesetzt, können sie wieder heiraten und bekommen noch einmal Geld. Und hat selbst so ein Mann noch eine Frau neben der einen, so weiß die doch wenigstens, wo sie ihn zu suchen hat; was weiß aber eine Frau in Paris davon, wo ihr Mann sich draußen herumtreibt! Und Mitgift soll man auch noch haben, wenn man sich nicht mit einem reinen Lazzaron begnügen will. Und das bißchen, was man zusammengepart hat, bringt der Mann durch, das weiß man ja. Was das auch für Kerle sind, die sie hierherüber schicken in die Provinzen! Nicht ein Gesicht, das man ansehen mag! Wenn man nämlich auf Boule Miché geboren ist! Das aber wird großartig sein, wenn man Herrn Marcel in Paris zu sehen bekommt — wenn auch der junge Herr sich natürlich um eine solche wie ich nicht kümmert.

„Ich reise gar nicht nach Paris, Justine, erwiderte er ruhig, während er seinen Kaffee einschenkte.

Die plaudernde Justine blieb, die Hand auf dem Türgriff, einen Augenblick stumm vor Ueberraschung stehen.

„Sie reisen nicht nach Paris?“ fragte sie, ein wenig nähertretend.

„Nein.“

„Darf ich fragen: bleiben Sie in Tunis?“

„Ja.“

„Sie haben nicht so Unrecht! Die Kolonien haben ihren Chaaärme, ja den haben sie unstreitig. Welch buntes Leben!“ deklamierte Justine. „Vollständig habe ich mich ja auch noch nicht entschlossen zu reisen, müssen Sie wissen, Herr Marcel. Denn schließlich! Seine Verzweiflung nimmt man ja doch mit sich, Herr Marcel! Und das Leben ist nichts anderes als Verzweiflung!“

Marcel antwortete nicht. Er pflegte abzubrechen, wenn Justine bei ihrer Verzweiflung angelangt war.

Sie stand einen Augenblick, wie auf Antwort wartend. Dann tat sie einen tiefen Seufzer, lächelte schwermütig und ging.

Es war erst zwei Tage her, seit Marcel eine peinliche Szene mit seiner Mutter gehabt hatte, weil sie sich seinem Plane widersetzte, nach Paris zu gehen, um seine Studien fortzusetzen.

Die Erlebnisse des Freitag hatten jedoch in seinen Zukunftsplänen eine durchgreifende Umwälzung bewirkt.

Und nun ärgerte er sich über der Mutter Sinnesänderung; sie war natürlich Pastor Greens Werk, und alles, was auf dessen Ader wuchs, war im voraus schädliches Unkraut.

Waren seine Mutter und er sozusagen von der Geburt an schief zueinander gestellt, daß es ein reiner Zufall war, wenn sie einander je begegneten, so bildete jedenfalls dieser amerikanische Methodistenprediger in der Wüste, in der Frau Barrière umherirrte, um ihren Sohn zu finden, den unglücklichsten Begleiter, an den sie hätte geraten können.

Obwohl Marcel naturgemäß verschiedener Daten ent-

behrte, um dem Verhältnis zwischen seinen Eltern und dessen Einfluß auf ihn selbst auf den Grund zu kommen, so ahnte er doch in großen Zügen die Wahrheit.

Er wußte, daß eine heftige Leidenschaft die beiden zusammengeführt, meinte aber zu verstehen, warum sie so rasch erkaltet war.

Er erriet, daß das farblose geradlinige Wesen der Mutter, das niemals jene funkelnden Ueberraschungen des Temperaments bot, welche für einen Künstler das Leben bedeuten, den Vater in ihrem täglichen Zusammenleben ermüdet hatte. Sie besaß einen klaren Verstand und die Fähigkeit, sich alles anzueignen und es wieder von sich zu geben wie eine gelernte Lektion, aber nichts, nichts wurde in ihrer Phantasie umgegossen, so daß es ihr Eigen ward.

Enttäuscht und stolz hatte sie sich dann wohl in sich selbst zurückgezogen, und die Eisperiode — die einzige, die Marcel miterlebt hatte — nahm ihren Anfang. Da hatte sie sich nach etwas umgesehen, was ihre Leere ausfüllen konnte und, selbst bar aller Phantasie, hatte sie nach den fertiggenähten Phantasien der Religion gegriffen, die geruht hatten, solange die Liebe ihre Gedanken beschäftigte.

Marcel war während der Eisperiode entstanden.

Es war vereinbart worden, daß die Söhne in der Religion des Vaters erzogen werden sollten.

Guy Barrière hielt an dieser Uebereinkunft mit einer Unerfütterlichkeit fest, die bei einem religiös gleichgültigen Manne überraschen mußte; aber er hatte die kalte Religiosität seiner Frau fürchten gelernt. Er sah darin eine Gefahr für die Phantasie des Kindes. Denn Mangel an Phantasie und Mangel an Herz waren für Guy Barrière nur ein und dasselbe Ding.

Der Mutter blieb das Kind, dessen Vater ihr fremd, dessen Glaube ihr ein Greuel war, stets selbst etwas Fremdes.

Alle Stadien seines religiösen Wachstums von der Taufe bis zur Firmung und ersten Kommunion waren für sie Stadien einer unendlichen via crucis. In allem, was er lernte, sah sie Fallen für seine Seele, und fragte er um etwas, hatte sie kein Recht, ihm die Antwort zu geben, die ihr auf den Lippen brannte. Fühlte sie je das Verlangen, ihr Herz zu öffnen, so mußte sie sich in die Zunge beißen, und selbst der von Natur nicht Kalte erstarrt allmählich, wenn sein Herz nie die Sonne schauen darf.

Aber sie konnte rechnen, und sie lernte weit zu rechnen. Klar und trocken berechnete sie, wie viele Jahre ihr Mann es wohl noch machen konnte. Kam erst dieser Zeitpunkt, dann gehörte Marcel ihr allein. Alle Verabredungen fielen, und man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen; dann stand ihr das Recht zu, ihn zu befehlen.

Ihre stete Sucht zu befehlen, griff um sich.

Gleich zu Anfang ihres römischen Aufenthaltes suchte sie nach Verkehr mit methodistischen Priestern und kam mit Missionaren in Verührung. Das Erdreich war bereitet, und der Missionsgedanke ergriff sie. Hier lag ein Arbeitsfeld für all ihre unverbrauchte Energie. Eine Zukunft voll Tätigkeit eröffnete sich ihr, und sie sah ihr mit Sehnsucht entgegen. Guy Barrière starb des Glaubens, daß seine Krankheit und sein Verlangen nach den Farben des Orients ihn nach Tunis geführt hätten. Im Grunde aber war es seine Gattin, die ihm langsam ihren Willen eingeflößt und ihn dorthin gebracht hatte, wo sie ein Feld für ihre Missionstätigkeit erblickte. Pastor Green folgte ihnen von Rom nach Tunis.

Ihre Taktik war, Marcel an der praktischen Missionsarbeit, an Eikungen, Vajaten und dergleichen teilnehmen zu lassen. War er dies erst gewöhnt und empfand er ein bloß äußerliches Interesse an diesen Dingen, wie man ja allmählich an allem Interesse empfindet, für das man arbeitet, so würde eines Tages schon von selbst der Geist über ihn kommen wie eine Segrung.

Ueberdies rechnete sie auf die Mithilfe Pastor Greens, dessen Geist ja wahrhaftig Feuer und dessen Zunge ein gegen alle Kekerereien geschliffenes Schwert war. —

Marcel fuhr aus tiefen Gedanken empor, als seine Mutter — gegen alle Gewohnheit — sich im Atelier zeigte.

Sie war in tiefer Trauer, behandschuht und ein flatternder Crepejähleier hing ihr vom Hut hinab über den Rücken, als sei sie eben im Begriffe, auszugehen.

Marcel wollte aufstehen, um ihr seinen bequemen Stuhl anzubieten, aber sie hieß ihn mit einer abwehrenden Handbewegung sitzen bleiben.

„Begleitest Du mich in den Sitzungsaal?“

„Ich habe nicht daran gedacht.“

„Ganz wie Du willst.“

Sie ließ sich ruhig ihm gegenüber auf einem Taburett nieder und hob den Schleier. Ein langes, schmales, aber blutreiches Gesicht mit einer Nase wie ein Pflugeisen, mit dünnen Lippen und stark vorspringendem Kinn wurde sichtbar. Das Haar, das an den Schläfen zum Vorschein kam, war fast gebleicht, augenscheinlich lange vor der Zeit.

„Ich kam übrigens herauf, um Dir zu sagen, daß ich Deinen Wunsch, nach Paris zu gehen, gewähren will; und dafür hast Du Pastor Green zu danken. Er meinte, die Melancholie, mit der Du mich in diesem letzten halben Jahre quältest, sei nicht so sehr Trauer als der Uebergang von dem regelmäßigen Leben im Lyzeum zu einer Freiheit, die Du noch nicht zu genießen verstehst. Er findet es am vorteilhaftesten für Dich, wenn Du Dein Elternhaus verläßt und wieder baldmöglichst in regelmäßige Arbeit zu kommen trachtest. Auch darin ist er derselben Ansicht wie Du, daß die Sorbonne vorzuziehen wäre. In Paris wirst Du auch Gelegenheiten haben, passende Freundschaften zu schließen, was Dir ja in einer jungen Kolonie, wie Tunis es ist, schwer fallen dürfte. Pastor Green bot sich sehr liebenswürdig an, Dich einer ausgezeichneten Familie in Paris zu empfehlen, bei der Du wohnen könntest. Er hofft sicher, daß sie Dich auf seine Empfehlung aufnehmen wird.“

Marcel saß anscheinend ruhig und hörte der Mutter zu, während eine Flut heftiger Gefühle in seinem Innern wogte.

„Paris zieht mich nicht mehr.“

„Desto ruhiger lasse ich Dich reisen.“

„Ich bleibe in Tunis, wie Du es wolltest.“

(Fortsetzung folgt.)

## Gewissen.

Von J. Potapenko.

(Schluß.)

Diese Unvorsichtigkeit bestand darin, daß Waldemar rechtzeitig den Wunsch geäußert hatte, seinen Dienst als Einjährig-Freiwilliger anzutreten. Wenn das nicht gewesen wäre, so hätte man ihn vom Militärdienst ganz befreien können. Er hat zwar kein physisches Gebrechen, aber es kommt ganz darauf an, von welchem Standpunkt man die Sache betrachtet.

„Nein, das ist schrecklich,“ sagte die Mutter. „Bedenke, ein ganzes Jahr . . . nein, Waldemar, wir werden nach Petersburg fahren, und ich werde es doch versuchen. . . Du wirst Diplomat werden. Irgend ein zukünftiger Advokat oder Lehrer muß dienen, aber ein Diplomat leistet ohnedies genug für das Vaterland . . . nein, ich werde es unbedingt durchziehen . . .“

Waldemar brauste auf:

„Mama, wenn Sie es tun, so verzichte ich auf jede Karriere und werde auf dem Lande leben . . .“

„O, das hätte noch geseht! Wenn Menschen wie Du auf dem Lande wohnen wollten, wer würde dann die höchsten und verantwortungsvollsten Posten bekleiden? Etwas Leute wie Dein Waffia? Aber glaube mir, diese würden ihr Vaterland um tausend Rubel verraten. . .“

„Mama, was reden Sie! Das kann ich nicht hören. . .“

„Aber ja, ja! Und das ist sehr begreiflich; denn tausend Rubel ist ein ganzes Vermögen für sie. Deshalb sag ich ja, daß die höchsten Posten nur die bekleiden können, die von ihren Ahnen materiell und geistig bedacht sind. . .“

Im November legte Waldemar die Uniform eines Garde-regiments an. Als dieser Militärdienst brachte ihm auch viele eigenartige Verstimmungen.

Dier machte er die Bekanntschaft zweier Einjährigfreiwilligen, die im letzten Jahre die Universität absolviert hatten. Waffia war nicht unter ihnen, denn er war von der Universität zur Ausbildung nach dem Ausland geschickt worden. Es waren zwei recht liebe, anständige junge Leute, der eine ein zukünftiger Advokat, der andere, Milchanow, wollte in das Ministerium des Leuzerns eintreten. Sein Vater war Arzt in irgend einer kleinen Provinzstadt. „Wir werden zusammen dienen,“ sagte ihm Waldemar. „Ich trete ebenfalls in das Ministerium ein.“

„Aber Sie sind Lyzeist?“

„Ja, ich habe das Lyzeum absolviert; aber ich wähle die diplomatische Karriere, weil mein Vater ebenfalls Diplomat war. Es ist Tradition in unserer Familie.“

„Um so mehr wird sich unser Schicksal von einander unterscheiden . . .“

„Warum?“

„Eben deshalb, weil ich keine Tradition habe. Ich wähle diesen Dienst, weil er mich interessiert; ich habe das Völkerrecht und alles was dazu gehört, gründlich studiert . . . aber Sie werden rascher vorwärts kommen als ich, und wir werden uns auf diesem Wege wahrscheinlich nie begegnen . . .“

Waldemar stammelte etwas, obwohl er im Innern wußte, daß der Kollege recht hatte. Er fühlte sich so verlegen, daß er sich Mühe gab, mit ihm so wenig als möglich zusammenzutreffen. Dazu kamen noch andere Beobachtungen.

Die zwei Einjährigfreiwilligen wurden sehr nett behandelt. Man sprach sie per „Sie“ an, reichte ihnen die Hand. Aber ihre Annäherung ging nicht über den Leutnant heraus. Die höheren Offiziere nickten ihnen nur mit dem Kopfe zu. Als Nelidsky seinem General Begegnete, lud er ihn sofort zu sich zum Dejeuner ein. „Sie sind Lyzeist? Ja, ja, natürlich . . . ich kannte Ihren seligen Vater . . . Ihre Mama ist eine geborene Karelina? Dann sind wir sogar ein wenig verwandt . . . Mein Cousin ist mit einer Karelina, einer Nichte Ihrer Mama, verheiratet.“

Und Waldemar fühlte sich in diesen Kreisen ganz wie zu Hause; um so unangenehmer war es ihm, mit den zwei Universitäts-einjährigen zusammenzutreffen. In seiner Seele lebte etwas, das durch einen verhängnisvollen Irrtum hineingeraten war, etwas, das stärker war als die Mama, als er selbst und die Familientradition. Er hätte sich gerne dieser schweren Last entledigt, konnte es aber nicht, und sie verbitterte ihm alle Vorzüge und Erfolge.

Milchanow war schon einige Male im Karzer gewesen. Waldemar kam oft zu spät zu den Übungen, wurde aber mit einem nachsichtigen Lächeln der Vorgesetzten empfangen: „Was soll man mit Ihnen machen? Sie werden ja ohnehin nicht kämpfen, Sie werden mit diplomatischen Notizen schießen.“

Auf diese Weise fiel ihm der Militärdienst nicht schwer. Im Sommer waren Manöver, aber man gab ihm zu verstehen, daß er sich krank melden könnte. Er hatte keine Lust im Staube zu waten, und beherzigte den Rat. . .

Im Herbst legte er den Militärrock ab.

### III.

Er trat ins Ministerium ein und begegnete Milchanow, der die Uniform trug.

„Warum tragen Sie die Uniform?“ fragte er. „Ist es denn Vorschrift? Viele tragen nur ein Sakko. . .“

Milchanow lächelte. „Sie werden ein Sakko tragen,“ sagte er. „Ich verstehe Sie nicht. Wir dienen in einem Staat und in einem Ministerium. . .“

„Gestatten Sie, daß ich Sie frage, um wie viel Uhr kamen Sie heute ins Amt?“

„Ich habe mich heute ein wenig verspätet. Gewöhnlich komme ich um ein Uhr, aber heute habe ich mich verschlafen, ich hatte keine Zeit zu frühstücken und kam um zwei.“

„Und was hat Ihr Vorgesetzter dazu gesagt?“

„Nichts. Der General ist um drei Uhr gekommen. . .“

„Dafür ist er ein General. Wir ist befohlen worden, unbedingt um elf zu kommen und bis vier, halb fünf zu bleiben.“

„Wie? Und das Frühstück?“

„Ich frühstücke hier. Ein Butterbrot und ein Glas Tee.“

„Das ist mir unbegreiflich. . .“

„Ja, Herr Nelidsky, nur, weil ich keine Tradition habe. . .“

In der Tat bemerkte Waldemar bald, daß im Ministerium die Beamten in zwei Kategorien eingeteilt waren: die einen arbeiteten wie Lasttiere, kamen zeitig, gingen spät fort, schrieben Manuskrifte und übersetzten sie in allen möglichen Sprachen. Die anderen kamen, wenn sie wollten, rauchten, erzählten französische Anekdoten und taten nichts. Und als er sie näher ins Auge faßte, erfuhr er, daß diese das Lyzeum oder andere privilegierte Schulen absolviert hatten, aus vornehmen Familien stammten und mit „Traditionen“ ausgestattet waren. Er selbst gehört zu den letzteren.

Waldemar Nelidskys Lage war ungemein peinlich. Er hielt eine solche Arbeitseinteilung für ungerecht. Milchanow zum Beispiel war ein sehr ernster und gebildeter Mann. Er beherrschte die fremden Sprachen viel besser als alle Lyzeisten und „Traditionellen“, man schätzte ihn dafür und bürdete ihm die ganze Arbeit auf. Die anderen Beamten mit Univeritätsbildung waren ebenfalls sehr gewissenhafte und gute Arbeiter. Waldemar protestierte innerlich gegen seine Bevorzugung, andererseits gefiel ihm aber die Art seines Dienstes, das heißt der Mühsiggang, sehr gut. Eigentlich konnte er auch gar nicht arbeiten, denn er war nicht an die Arbeit gewöhnt.

Als er seine Gedanken einem älteren Beamten, mit dem er gut bekannt war, mitteilte, antwortete dieser:

„Sie finden das ungerecht? Ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden.“

„Aber warum ist es so?“

„Nun, jeder kann es nach Belieben ändern. Wollen Sie nicht pünktlich um elf Uhr ins Amt kommen? . . .“

„Aber was fällt Ihnen ein, ich stehe um zwölf auf.“

„So . . . wollen Sie diese Sache nicht behandeln? Ich stelle Ihnen Arbeit genug zur Verfügung, wenn Sie wollen. . .“

„Aber ich werde dabei einschlafen oder alles verdreht machen. . .“

„So . . . ich bin auch ganz überzeugt, daß Sie alles verdrehen würden. . . Aber im Ministerium gibt es viel zu tun, man muß viele Schriftstücke abfassen, jemand muß es tun? Und nun machen

es die, die gewöhnt sind, zeitig aufzustehen, zu arbeiten und die Sachen nicht zu verdröhen. . . .

„Und dafür genießen sie keine Vorzüge.“

„Im Gegenteil, alle Vorzüge genießen die, die spät aufstehen. Uebrigens, nein, nicht alle. Zu den Feiertagen werden die Arbeitenden größere Summen als Belohnung bekommen; aber sie bestehen ja nicht darauf?“

„Sie müssen zugeben, daß es schrecklich ist . . . zusammen zu dienen und zu fühlen, daß man auf dem Rücken seiner Kollegen sitzt . . .“

„Sie scheinen an einem analytischen Skeptizismus zu leiden?“

„Ja, stellen Sie sich vor . . . ich leide wirklich daran . . .“

„Das wird Ihnen nichts Gutes bringen, mein Lieber . . .“

Waldemar litt wirklich und jetzt sogar ganz bewußt. Die Krankheit, die sich in der Kindheit als unbewußte Verlegenheit geäußert hatte, konnte jetzt mit ihrem richtigen Namen benannt werden. Es war das Bewußtsein.

Aber ihr stärkster Anfall, der alle verblüffte, kam erst später. Waldemar trieb sich zwei Jahre im Ministerium herum; Milchanow arbeitete und offenbarte große diplomatische Fähigkeiten. Beide äußerten zugleich den Wunsch, ins Ausland verlegt zu werden, beide legten zugleich die nötige diplomatische Prüfung ab.

Waldemar wurde gefragt: „Wo ziehen Sie es vor, tätig zu sein?“

„Es ist mir eigentlich ganz gleichgültig,“ antwortete er, „aber meine Mama hat schon längst den Wunsch gehegt, in Rom zu leben.“

„Gut. Rom ist sehr geeignet für einen jungen Diplomaten. . . .“

Nach drei Wochen kam die Entscheidung. Waldemar Melidsky wurde der zarischen Botschaft in Rom, Milchanow als stellvertretender Sekretär dem Konsulat eines winzigen Städtchens in Holland zugeteilt. Der Unterschied war kolossal.

Und nun kam der bewußte Anfall. Bei der Begegnung mit Milchanow, fragte ihn Waldemar: „Hören Sie, werden Sie wirklich hinsahren? Der Dienst in einer Konsulatskanzlei ist das Grab jeder Karriere. . . .“

„Gewiß fahre ich!“, antwortete Milchanow. „Ich habe keine Mittel, um diese Verlegung auszuschlagen. Ich werde fleißig arbeiten, vielleicht gelingt es mir, durch Fleiß etwas zu erreichen. . . . vielleicht wird eine Zeit kommen, wo man auch bei uns Wissen, die Liebe zur Arbeit und die Fähigkeiten schätzen wird. Und ich liebe meinen Beruf, ich gestehe es Ihnen. . . .“

Waldemar drückte ihm die Hand und reichte am selben Tag seinen Abschied ein.

„Du bist verrückt,“ sagte ihm die verzweifelte Mutter. „Ein so glänzender Anfang! Das wäre eine der besten Karrieren geworden. . . .“

„Nein, Mama, ich will und kann nicht . . . ich werde auf dem Lande, oder wo Sie wollen, leben. . . .“

„Du bist krank, Waldemar, Du mußt Dich kurieren. . . .“

„Ja, ich bin krank, Mama . . . aber meine Krankheit ist leider unheilbar. . . .“ Einige Tage später erhielt er seinen Abschied.

## Naturwissenschaftliche Uebersicht.

(Zwischen Land und Wasser.)

Auf der südlichen Hemisphäre unseres Erdballs existieren drei merkwürdige Wasserbewohner, die wie Fremdlinge aus alter, längst vergangener Zeit amnuten. Diese Tiere sind der Wissenschaft noch nicht sehr lange bekannt und haben bei ihrer Entdeckung Anlaß zu einem heftigen und langen Meinungsstreit gegeben. In der That unterscheiden sich diese Geschöpfe in ihrer Organisation so sehr von allen sonst lebenden Tieren, daß man es wohl begreift, welche Schwierigkeit ihre Einordnung in das System den Forschern bereitete.

Im Jahre 1836 erbeutete der bekannte Sammler Johann Katterer im Amazonenstrom in Südamerika zwei Exemplare eines bis dahin unbekanntes Tieres, die er zu näheren Bestimmung an das Kaiserliche Naturhistorische Museum in Wien sandte. Der Kurator des Museums, F. J. S. Zeller, rechnete die Tiere den Reptilien zu und gab ihnen den Namen *Lepidosiren paradoxus*. Einige Jahre später 1841 sandte Thomas Beir zwei von ihm in Gambiastrom Westafrikas gefangene Exemplare eines anderen ebenfalls unbekanntes Tieres nach London, die dort von Owen untersucht und den Alalen zugerechnet wurden. Sie erhielten den Namen *Protopterus annectens*. Erst erheblich später stellte es sich heraus, daß *Lepidosiren* und *Protopterus* sehr nahe verwandte Formen sind, die gewissermaßen den Uebergang von den echten Fischen zu den Amphibien bilden. Bereits damals äußerte zugleich die Vermutung, daß es sich bei diesen Tieren um die letzten Reste einer in den älteren Erdperioden vom Devon an weitverbreiteten Fischordnung, der *Crossopterygier*, handele, von denen eine Art der merkwürdige *Polyperterus Bichir* sich bis in die Jetztzeit herübergerettet hat. Die Vermutung, daß wir es in den genannten Arten wirklich mit den Ueberresten einer uralten Fischklasse zu tun haben, fand ihre volle Bestätigung, als im Jahre 1870 in den Flußläufen von Queensland eine dritte verwandte Form, der *Varramunda* (*Ceratodus Forsteri*) aufgefunden wurde, denn von dieser Art

sind zahlreiche fossile Formen namentlich in der Triasformation bekannt.

In den modernen zoologischen Lehrbüchern faßt man diese drei Arten, trotz mannigfacher Unterschiede, zu einer Gruppe den Lungenfische und Lurche (Dignoe) zusammen und stellt sie zwischen die echten Fische und die Amphibien. Da derartige Uebergangsformen im Hinblick auf die Abstammungslehre und den natürlichen Stammbaum der Tiere ein ganz besonderes Interesse bieten, lohnt es sich wohl, sich mit ihrem Leben und Bau etwas genauer vertraut zu machen, zumal diese Tiere auch sonst in ihrer Lebensweise zahlreiche merkwürdige und interessante Züge aufweisen.

Der wichtigste Unterschied zwischen den Fischen und den auf dem Lande lebenden Wirbeltieren besteht in der Verschiedenartigkeit ihrer Atmungsorgane. Während nämlich bei den Fischen die Aufnahme frischen Sauerstoffs durch die Kiemen erfolgt, atmen die Amphibien und die übrigen Landwirbeltiere durch Lungen. Es gibt zahlreiche Gründe, die es wahrscheinlich erscheinen lassen, daß die Landwirbeltiere von fischartigen Vorfahren abstammen und ursprünglich ebenfalls eine Kiemenatmung besaßen haben. Auch heutzutage atmen ja bekanntlich die Amphibien als Larven noch durch Kiemen; erst im Verlaufe der Entwicklung werden die Kiemen allmählich zurückgebildet, und dafür treten dann die Lungen in Funktion. Diese Beobachtung hat sicherlich jeder schon selbst an den Kiementragenden Kaulquappen unserer Frösche gemacht, mit denen man ja im Frühjahr jeden geeigneten Tümpel bevölkert findet. Da sich die Kaulquappen leicht im Aquarium halten, kann man diese ganze Umwandlung sehr schön im Zimmer verfolgen, man muß den Tieren nur die Möglichkeit schaffen, zur richtigen Zeit das Wasser verlassen zu können. Wenn wir weiterhin die Entwicklungsgeschichte zu Rate ziehen, so sehen wir, daß sich die Lungen der Landwirbeltiere aus paarigen Ausstülpungen des Vorderdarmes herausbilden. Betrachten wir jetzt zum Vergleich die Fischentwicklung, so finden wir daß sich auch bei den Fischen fast an der gleichen Stelle des vorderen Darmabschnittes eine allerdings unpaare Ausstülpung bildet, die späterhin zur sogenannten Schwimmblase wird. Auf die verschiedenen Abweichungen in der Entwicklung von Schwimmblase und Lunge brauchen wir hier nicht weiter zu sprechen zu kommen, jedenfalls lag der Gedanke nahe, daß diese beiden Organe trotz ihrer verschiedenen Funktion (die Schwimmblase ist bekanntlich ein „hydrostatischer Apparat“, der es den Fischen ermöglicht, ihr spezifisches Gewicht zu verändern) entwicklungs-geschichtlich in naher Beziehung zueinander stehen. Man nimmt denn auch schon seit langem an, daß sich die Lunge im Verlaufe der Stammesgeschichte aus der Schwimmblase entwickelt hat, daß die Schwimmblase beim Uebergang vom Wasser zum Landleben ihre Funktion wechselt und aus einem hydrostatischen Apparat zu einem Atmungsorgan wurde, das an Stelle der für die Luftatmung ungeeigneten Kiemen trat. Diese Hypothese, der heute eigentlich nur noch Zardel widerspricht, findet nun in den verschiedensten Tatsachen ihre Bestätigung. Es existieren nämlich verschiedene „Uebergangsformen“, die gewissermaßen lebendige Demonstrationsobjekte für diese allmähliche Umwandlung sind. Bei dem schon vorher erwähnten Fossilfisch *Polyperterus Bichir* ist nämlich die Schwimmblase gleich der Lunge paarig ausgebildet, so daß dadurch eine große Luft bereits überbrückt erscheint. Außerdem mündet bei diesem Tier auch die Schwimmblase, genau wie die Lunge, in die Bauchseite des Schlunddarmes, während bei den übrigen Fischen die Einmündungsstelle rückwärts gelegen ist. Durch die Kenntnis der Lurche wurde die oben ausgesprochene Vermutung aber fast zur Gewissheit erhoben. Wir können es hier direkt vor Augen sehen, wie sich der Uebergang vom Wasser zum Landleben vollzieht. Für gewöhnlich atmen auch die Lurche durch ihre Kiemen. Nun leben jedoch die Tiere in Gewässern, die häufig einer Austrocknung ausgesetzt sind, und sie wären in ihrer Existenz bedroht, wenn sich die Tiere nicht im Laufe der Jahrtausende an diese Verhältnisse angepaßt hätten. Während bei den gewöhnlichen Fischen die Schwimmblase ein einfacher Sack ist, erscheint sie bei diesen Tieren an ihrer Oberfläche durch zahlreiche Quertwände stark vergrößert. Außerdem besteht ein vollständiges Gefäßsystem, durch das venöses Blut vom Herzen wieder zum Herzen zurückgeleitet werden kann, mit einem Wort: die Schwimmblasen sind zu echten Lungen ausgestaltet und vermögen als solche auch für den Notfall die Luftatmung zu übernehmen.

Nachdem wir jetzt die wichtigsten allgemeinen Merkmale dieser merkwürdigen Gruppe kennen gelernt haben, wollen wir uns noch genauer mit der Lebensgeschichte wenigstens einer der drei Arten, mit dem afrikanischen *Protopterus*, dem sogenannten *Molchfisch*, beschäftigen, über dessen Gewohnheiten wir durch zahlreiche sorgfältige Untersuchungen von Wood, Mc Dennell u. a. gut unterrichtet sind. Das Verbreitungsgebiet des Tieres erstreckt sich von den Flußläufen des tropischen Afrika, Kongo, Gambia und Senegal, bis hinauf zum Weißen Nil. Die Tiere bevorzugen feuchte, schlammige Gewässer oder Sümpfe, die während der regenlosen Periode austrocknen. Hier halten sie sich meist am Grunde auf und kommen nur von Zeit zu Zeit zum Atmen an die Oberfläche. Auch im Aquarium findet man den *Molchfisch* stets in der dunkelsten Ecke

